Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 11

Artikel: Turbinen [Fortsetzung]
Autor: Fellmann, F. M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-755154

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Turbinen

ROMAN VON F. M. FELLMANN

5

Copyright by Prometheus-Verlag, München-Gröbenzell

Das ist merkwürdig, Gebbo», sagt Ruth ehrlich und fühlt sich betroffen zu Dank verpflichtet. «Ich glaube, es ist nicht mein Eigentum. Es ist nicht Einbruch in mein Schaffen, nicht wachsende Inspiration, die man wie kommende Geburt erlebt und von sich losringen muß. Das ist einfach alles nur Warrieck, tatsächlich. Verstehst du das? Er spricht von der stolzen Haltung der eingeborenen Frau, von dem geschmeidigen, raubtierweichen Schwingen der Hüften im Schreiten, weil sie alle Lasten auf den Köpfen tragen, etwas, was man in abendländischen Gymnastikkursen noch gar nicht weiß, wie es die Körper zur edlen Haltung und abgemessenen Bewegungen zwingt. Er zeigt die schlafenden Bäume am See oder eine Farbe, und ich muß da nun hingehen und wie ein kleines neugieriges Kind das festzuhalten versuchen, von mir aus.»

Gebbo lächelt väterlich und brüderlich und teuflisch und alles durcheinander und faßt Ruths Ohren wie einen Henkeltopf.

«Ich möchte dir einen Kuß geben», beteuert er heftig, und sie verzieht das Mäulchen und will nicht.

Aber Gebbo ist es küsserisch zumute, und er muß eben und packt sie in seine weiten Arme, die ganze schmale Persönlichkeit und küßt sie zwölfmal gewissenhaft abgezirkelt mitten auf den Mund. Der wird gestraffter mit jedem Mal, nimmt und gibt plötzlich, in leidenschaftlich-kindlicher Bestürmung, so daß Gebbo erschrickt. Und sie zittert ja in sanften wellenhaften, kleinen Schwingungen und reißt sich los und rennt weg.

Gebbo ist furchtbar bestürzt und rennt hinterher. Er hat keinen Kragen mehr um den Hals; aber es ist ihm, als hätte er ihn und er wäre erstickend eng.

In seinem verdutzten Gehirn krüselt es. Ruth? Ruth? Was war denn nur? Was hat sie denn? War er denn blind? Oder was hat sie sonst?

Es ist ihm elend, als er sie wieder hat, und sie steht mit grell aufgerissenen Augen und starrt qualvoll hinüber zum See. Verhaltenheit ist wie ein Panzer um sie. Man fühlt es, wie sie in endlosen Ringen von innerem Beben erschüttert ist. Aus dem seltsam kindhaften rauschigen Künstlerseelchen ist jäh das Weib ausgebrochen, Falter aus der Puppe, und sie erkennt sich vielleicht nicht sofort in der neuen Gestalt und ist verloren in der Suche nach sich selber.

Gebbo beißt sich die Lippen wund. Er könnte heulen und um Verzeihung bitten und sieht die ganze dämliche Küsserei als heillose Gefahr an, mit der man solange herumspielt, bis rote Flammen in unbetretene Reiche hinüberzüngeln und Schmerz und Wildsein und Tollheit brennen.

Gebbo fühlt verzehrende Reue, und er möchte alles wieder gut machen und weiß zu genau, daß das nun nie mehr möglich sein wird. Man kann viel wieder gutmachen; aber man kann aus dem Weibe, das man aus seinem Schlaf weckte, nicht mehr das träumende Kind machen. Es läßt sich nie mehr eindämmern. Es bleibt wach und suchend und wird gierig oder wehevoll einsam, wenn man es verläßt.

Ganz unendlich sanft tippt Gebbos Hand an Ruths Schulter, und er schluckt und bringt es kaum heraus: «Bitte, Ruth, bitte, verzeih' mir.»

Und kommt sich feige und gemein vor. Denn Ruth ist noch eine Seltene, kein billiges, kleines Ding, das man vergnügt in Sommernächten küßt und an sich drückt, um zu nehmen, was sich nehmen läßt.

Ruth ist anders und erlebt alles in Erschütterungen. Es ist eine erschreckende Hingabe und Inbrunst in ihr, eine fanatische und bis in alle Fasern reichende Ergriffenheit. Gebbo ist verwirrt und Ruth sehr entblößt innerlich und entsetzt. Sie sind in eine tragische Szene gepurzelt, und endlich gibt sich Gebbo den bewährten Ruck seiner treuherzigen Ehrlichkeit und hat Ruth warm und fest im Herzen, bereit zu jedweder Sühne, was sie auch will von ihm, nur nicht bereit, sie wegzustoßen, wenn sie ihn meint und vor ihm bebt.

«Bitte, Ruthlein, bitte, sag' ein Wort», fleht er fast. «Hast du mich gemeint? Mich, Ruth? Ich ... nein ... ach Gott, ja ... furchtbar leid tut es mir ... aber wissen muß man es ja ... Ruth?»

Arme Doris! denkt er und bedauert sie, als wäre ihr was gestorben.

Ruth steilt sich auf, hebt fremd den Kopf. Ihr Gesicht ist offen und sehnsüchtig.

Eine fremde große Ruth, weibhaft und neu, steht neben ihm und macht ihn atemlos, und beinah, ja beinah wünscht er jetzt, sie nickte schwer und süß und liebesnah.

Aber sie denkt nicht daran. Sie sieht durch ihn hindurch etwas Fernes an, und aus den grellen, hellen Augen brechen starre, große Tropfen und weinen aus ihr heraus eine erste stürmende Erkenntnis rückhaltloser Weibliebe.

Sie schüttelt den Kopf. Ein paar Tropfen spritzen von ihren Wangen und fallen auf Gebbos Hand, und Gebbo ist hellwach und unerhört dankbar und glückselig und bettet sie an seine breite Brust und wiegt sie zärtlich und tröstend hin und her wie ein Kind und flüstert ihr tausend Güteworte ins Ohr. Und er flüstert seine ehewütig gewordene Liebe zu Doris und ihrer Heimat und daß er bleiben möchte und farmen und Kolonist werden. Schnurrpfeifereien und bitterlichen Ernst gräbt er aus allen Herzenswinkeln aus und präsentiert es ihr und ist so vertieft, daß er Warrieck nicht hört, der leise kommt und sieht und geht.

Sie müssen beide mit ihrem Geheimnis Hand in Hand in den Abend hinaus, Ruth und Gebbo, und Ruth läßt sich schwingen und streicheln von Gebbos närrischem Getu und seinen Zukunftsbildern.

Warrieck liegt lang auf der Veranda und weiß nicht, weshalb das Schicksal so boshaft ist, ihm anderer Leute Glück vor die Nase zu setzen. Und ihn auszuschließen. Möglich, daß er selber schuld ist. Er gibt sich keine Mühe und nimmt sich nicht Zeit für sich selber. Er baut das Bild von Doris Landolf in sich zurecht. Es ist verblaßt in der letzten Zeit, nicht mehr so nah. Und er sagt sich, daß er wohl kaum jemals einem Weibe sehr nahekommen wird und fühlt sich stiefmütterlich behandelt von allem Leben. Und so geht das nun vorüber und wird es weitergehen. Also Ruth und Gebbo lieben sich. Man muß sich das ganz ruhig vorstellen. Es ist Lebensabsicht, die Menschen zusammenführt. Sie verkennen sich ab und zu. Dann liegt es an den Umständen. Daß Gebbo und Ruth sich verkennen, ist nicht möglich. Dazu sind sie zulange befreundet.

Warrieck sagt eigensinnig: «Doris ist wie Wein und Korn und gesunde Erde.»

Seine Nüstern spielen, um den Duft der Worte zu fangen, die bläßlich und albern im Raume schweben.

Und er weiß es und will es nicht wissen: Ruth ist einem Menschen wie mir noch mehr!

Es geschieht viel an diesem Tage, und wenn alles nur lose hingeschüttelt ist wie bunte Blätter und kaum Beziehung hat, so kann eine Stunde kommen wie Wirbelwind oder eine andere wie Glut und alles zusammentreiben und miteinander verschweißen, daß es untrennbar wird. Das ganze Leben besteht nur aus so losen Blättern, die in Wirbeln und Zusammenprallen zu Schicksalsbergen werden.

Da schwimmt Sepp Sixt wieder im weiten See. Es ist so ganz alltäglich und nichts Einmaliges. Es wäre sonderbar, wenn er müde und an Goldens Zauber gebannt, heute n i c h t dort schwimmen würde. Wenn er auf dem Rücken liegt mit weitgespreizten Armen und Beinen, die Hände flach gewölbt auf dem Wasser leise schaukelnd hinschwebt über die Tiefe, ist ihm zum Einschlafen. Der Kopf sinkt tief zurück, das Herz beruhigt sich nach dem harten Kraultempo, die Atemzüge werden sanft und fließend.

Und in so schwebender Müdigkeit sieht er etwas im sternscheinigen See. Es schaukelt wie er, liegt aber tiefer. Es schwebt wie eine Wasserpflanze, eine große Rose vielleicht, die sich schläfrig geschlossen und unter den Spiegel gesenkt hat zur Rast.

Es muß eine sehr große und losgerissene Rose sein. Sixt mag nichts denken. Was soll er von dem schwimmenden Gegenstande dort denken? Er kann gar nicht mehr denken. Er ist eine leere Hülle, darum schwebt er hier über der Tiefe. Er ist angefüllt mit Gift und Gier und Rausch. Er ist angefüllt mit Golden, und das ist alles.

Um ihn herum geht das Leben seine krausen Wege, wird gearbeitet und gefaulenzt, gelacht und geweint, geliebt und verlassen. Geboren wird und gestorben, und Sepp Sixt ist weit weg am Rande der Welt, wo eben dies absonderliche Blumenwesen auf ihn zuschaufelt.

Mit naiver Neugier schwimmt sein Blick zu ihm hin. Er selber rührt sich nicht. Aber das andere hat eine Richtung bekommen, und wenn er nicht ausweicht, wird es durch ihn hindurchgleiten, stumm und getrieben von der Strömung, die um die Bucht herum zum Ufer zieht.

Dann geschieht es, daß Sepp Sixt steil aufsteht im Wasser. Natürlich sinkt er dabei, und es schlägt ihm über dem Kopf zusammen. Er macht ein paar Arm- und Fußbewegungen, die Flut kreiselt um ihn, und als er auftaucht, hält das ungewisse Etwas dicht bei ihm und läßt sich beschauen und ist ein Mensch. Ein Weib, ein sehr junges dazu, ein Mädchen.

Sepp Sixt hat einen Herzschlag, als ob er einige Kilometer Schwimmen im Renntempo hinter sich gebracht hat. Er ist einen Moment ratlos und möchte einfach ausrücken, wegschwimmen. Aber die Tote wird gewiß mitwollen. Sie ist schon wieder in Bewegung und zieht still weiter.

Sepp Sixt tippt sie leise an und treibt sie vor sich her. Sie wiegt sich auf und nieder, und es sieht beinah lustig aus. Das Wasser schäumt und bricht dunkel vor ihrem Kopfe auseinander, die Sterne fließen rechts und links davon, schwarz wölbt sich der Uferbogen um das Geheimnis seines Sees, und Sepp Sixt ist aus dem Zauber gerissen und bemüht, das arme junge Ding zu bergen.

Irgendwo am Ufer gluckst das Wasser in kleinen Schluchzern, hebt es die Glieder streichelnd auf den Strand. Dort legt Sixt seine traurige Beute hin, und der Mond leuchtet trübsinnig hinter dem Zweigflor einer Tamariske.

Eine fremde Blume duftet furchtbar aufreizend in wilder Süße, Nachtfalter ziehen wie betrunken dem Dufte nach.

Sepp Sixt steigt ans Ufer und späht. Unweit von ihm ist Gesang und Spiel, sind Menschenstimmen. Dahin geht er und steht tropfend und fast nackt mit feuchtem Haar zwischen den auseinanderstiebenden Hochzeitern. Frauen kreischen und rennen davon, Geschrei und Verwirrung schütten ein Getöse aus, als wären zehnmal soviel Menschen vorhanden.

Sepp Sixt sieht eigentlich wenig. Er faßt alle seine Sprachkenntnisse zusammen und sagt hart: «Da unten am Ufer liegt ein totes Mädchen, ertrunken. Geht und holt sie!»

Er kehrt sich um. Sein heller Körper leuchtet noch im Dunkel, zieht wie ein Fabelwesen glitzernd vor den Männern her.

(Fortsetzung Seite 306)

«Vier Tänzerinnen». Pastell von Edgar Degas, aus der Degas-Ausstellung in der Galerie Aktuaryus in Zürich, vom 1. bis 30. März.

«Der Teufel im Dorf». Kürzlich fand im Zürcher Stadttheater in Anwesenheit des Komponisten Franz Lhotka die Uraufführung der abendfüllenden Ballettpantomime: «Der Teufel im Dorf» statt. Diese tänzerische Wiedergabe einer jugoslawischen Volkssage, zu der Pia und Pino Mlakar, das Ballettmeisterpaar des Stadttheaters, die Choreographie geschrieben, wurde ein großer Erfolg. – Bild: Der Bauernjunge Mirko (Pino Mlakar) mit zwei Dorfmädchen (Elisabeth Wartmann und Trudi Hadorn) auf dem Weg zum Jahrmarkt. Aufnahme Schmid-Bloss

Die Männer ziehen stumm. Ihre Blicke haften auf dem Nackten, den die Luft trocknend umstreicht.

Dann stehen sie bei der Ertrunkenen und suchen zu erkennen. Einer ruft Allah an, ein anderer bückt sich tief und stiert in das kalte Gesicht. Der Leib ruht unwillig weggewendet und scheint sich in das Wiegen und Plätschern der Wellen zurückzubiegen.

«Es ist Soreija Faran», sagt ein grauer Alter. «Ich kenne sie, die Frau des Assad. Er hat sie erst seit dem Frühling.»

«Wer ist sie?» fragt Sepp Sixt, und es ist nicht gut, daß er es tut. Denn Soreija Faran ist das Weib eines vom Kraftwerk entlassenen Arbeiters.

«Ich habe kein Oel mehr und keine Feigen, und der Mehlkrug ist morgen leer», hat Assad zu seinem jungen Weibe gesagt. «Ich will hinausgehen ins Land und sehen, wo ich arbeiten kann. Du aber nimm deine Kleider und gehe zu deinem Vater zurück, damit du in Frieden gebären kannst, wenn die Stunde da ist. Allah behüte dich!»

Vielleicht hat Soreija sehr geweint; aber sie muß ja gehorchen. Weit ist der Weg bis zur Hütte des Stiefvaters, und der Stiefvater hat sie hinausgeprügelt: «Geh, du Ungetreue! Und harre aus bei deinem Manne! Und wenn er hungert, so wirst du mit ihm hungern, und wenn er stirbt, so wirst du mit ihm sterben. Allah verfluche dich, wenn du ihn verläßt!»

Weiter noch war der Weg zurück, und Assad ist fort, und keiner weiß von ihm.

Sie pflückt die Früchte aus fremden Gärten und trinkt vom hellen Wasser des Tiberias. Sie schläft in den harten Schründen der Berge oder im zähen Steppengras der Hänge unter Dorngestrüpp. Aber Allah hat sie verflucht, und sie findet Assad nie mehr wieder. Drei Tage später ruht sie in den Totenwiege des Sees und liegt nun hier zu den Füßen der Männer.

Es ist nicht gut, daß Sepp Sixt noch immer nicht geht. Er hat einen dumpfen Kopf und ist zwischen Glaswänden. Alles ist so verrückt an diesem Tage, und er will eigensinnig wissen, wer das Mädchen ist. Der Mond ist nun aus seinen Gezweigfloren aufgestiegen und zeichnet unbarmherzig alle Konturen mit blauweißer Totenfarbe.

Einer der Männer tritt zu Sepp Sixt und hebt die Hand auf: «Es ist das Weib des Assad, und du bist Franke, Herr! Geh. Ihr Franken habt das Weib totgemacht.»

Das ist ja albern! denkt Sixt. Aber um ihn her sagen erst einzelne und dann viele Stimmen: «Die Franken nehmen uns alles weg! Sie nehmen den Jarmuk und den Jordan, sie nehmen El-Gor und zwingen die Ströme, die Allah schuf und in die Täler bettete. Sie nehmen die Menschen und verjagen sie, und ihre schwangeren Weiber fliehen von den Ufern und sterben vor Not. So ist es. Geh, Chawascha! Wenn Allah seinen Blick wendet, wird er dich erschlagen!»

Sepp Sixt hat die getragene Rede verstanden. Er hält sie für verrückt. Unsinn! Was kann denn er dafür, daß Isenfield einen Arbeiter entläßt, den er nicht kennt!

Und er sagt schroff und herrisch: «Bringt die Frau da weg! Geht heim!»

Er sieht sich um. Er muß über die Bucht zurück. Die Ufer liegen hellbestrahlt unter dem Mondsilber. Aufrecht und unlustig steigt er ins Wasser zurück und schlägt mit wirbelnden Fäusten und Füßen den blanken Spiegel des Tiberias in Scherben. Es flirrt und schäumt um ihn. Als er heimkommt heute, liegt das ganze Haus schon im Schlaf, und er mag auch nichts von dem Abenteuer erzählen.

Feindschaft

Seit vielen Tagen schon geistert der Mann mit den grünen Handschuhen durch Isenfields Haus. Wenn er kommt in seinem grünen Wagen, öffnen sich alle Türen vor ihm und schließen lautfest ihre Flügel hinter ihm. Alle Augen im Hause sind neugierig, alle Ohren möchten gern hören, was gesprochen wird zwischen dem Fremden und Mr. Isenfield, und alles schleicht auf Zehenspitzen und zittert, Pe-Te zu begegnen, wenn er fortgegangen ist.

Es spielt sich ein Kampf ab zwischen beiden, und Isenfield geht finster und stumm zwischen seinen Angestellten umher. Selbst der Privatsekretär, der eine große Nummer im Betriebe ist, bekommt eine Gänsehaut, wenn er nach solchen Besuchen zu Pe-Te muß.

Nur Golden bleibt gleichmütig. Oder tut so. Aber sie beobachtet, daß Isenfield sie entfernt, wenn der Fremde kommt und sinnt auf Abhilfe. Sie wird vorsichtig bei Ausfahrten und kommt rasch zurück, wenn sie von Isenfield vorgeschlagen werden.

So bittet er sie einmal kühl und knapp, im Werk einen direkten Auftrag auszurichten. Es ist ihr nicht unlieb, weil der Auftrag, der vielleicht ganz unwichtig ist, an ihren Bruder gerichtet wird. Es ist nötig, ihm in dieser Form zu begegnen. Golden und Romko de Warrieck sind wie Fremde geworden. Aber auch die Nachricht, die sie bringt, ändert nichts. Romko denkt, daß sie ihm beweisen will, was sie für eine Stellung bei Isenfield einnimmt. Und glaubt es ihr nicht. Wenn sie hundert Aufträge bringt in Kleidern wie eine Fürstin und in Isenfields Privatwagen, den selbst die höchsten Angestellten nur selten benutzen dürfen, so wird er hundertmal glauben, daß sie alles andere eher ist als eine Sekretärin Pe-Tes.

Golden fühlt das. Sie schweigt darüber. Aber sie fährt rasch zurück und sitzt den ganzen Weg geduckt und zersinnt sich das Hirn. Pendel zwischen Männern der Arbeit, zwischen Unglaube, Ablehnung und starrem Eigenwillen. Ihr Leben bei Isenfield ist eingezwängt zwischen hohen Wänden des Mißtrauens. Da geht sie Schritt für Schritt, gewinnt an Boden und verliert ihn wieder in zähem Kampfe. Sie muß hier sein bei dem reichen Manne. Sie muß ihn sich gewinnen, sehr bald, ganz gleich auf welche Weise.

Sie starrt trübe in das unirdische Blau des Himmels.

Alles ist Schicksal. Auch Isenfield hat ein Schicksal, sie spürt es deutlich. Aber er ist hart und verschlossen wie ein Fels.

«Schneller!» sagt Golden dem Chauffeur. Sie hat die kurze Laschheit überwunden. Besuche bei Romko machen immer so lasch, sonderbar. Es ist eine Arbeit für die Nerven, immer zu tun, als sähe man seine Ablehnung nicht.

Und dann ist Sepp Sixt da, fern einmal von ihr geküßt, und sie lächelt spöttisch. Kleiner Tor, du Junge. Er frißt sie mit den Augen, und sein Körper wird ein starrer Panzer, wenn sie ihm in Blickweite kommt. Warum nehmen die Menschen alles so ernst?

Sie vergißt, daß jeder sein Schicksal einmal niederzuringen und zu erobern hat. Und vergißt auch rasch wieder Sepp Sixt und seine Narrheit. Als sie die Stufen der gedeckten Auffahrt hinaufgeht, kommt der Fremde herab. Der Mann mit den grünen Handschuhen.

Er ist groß und schlank. Sein Kopf ist schmal, sein Auge dunkel und von feuchtem Glanze. Die Nase ist wie gemeißelt oder aus heller Bronze gegossen, die Nüstern sind fast durchsichtig und geschwungen wie ein feiner, herrischer Schnörkel. Er trägt europäisches Gewand, aber einen braungestreiften, seidenen Araberburnus darüber. Kopf und Stirn sind verhüllt von der Harda, dem weißen Musselintuch. Aber die Harda wird nicht von der schwarzen Wollschnur gehalten, sondern von einer Goldkette, die über den Schläfen getriebene, kleine Goldplaketten hat.

Golden ist doch sehr überrascht. Sie verspottet sich selber: Aha, der Prinz aus dem Morgenlande!

Als er vor ihr steht, entfällt ihr die Handtasche.

Aber der Prinz aus dem Morgenlande tritt zur Seite und sagt über die Schulter fort ein paar arabische Worte. Ein brauner Diener kommt und hebt die Handtasche auf. Der Fremde rührt keine Hand. Er sieht Golden kaum an und sagt mit einer leise gesprungenen Stimme: «Darf ich bitten, Mademoiselle.»

Golden nimmt die Handtasche entgegen: «Merci, Monsieur.»

Sie geht langsam die Stufen hinauf. Der Mann mit den langen, grünen Seidenhandschuhen, in denen seine Hände wie gestorben hängen, geht zu seinem Wagen und fährt fort.

Golden steht oben am Fenster der Bogentreppe und sieht dem Wagen nach.

Plötzlich hat sie eine Vision, oder ist es wirklich der alte Eselreiter, der dem Wagen auf seinem weißen Reittier folgt?

Sie seufzt, sich selber unvermutet. Alles ist hier so verhängt vor uralter Fremdheit. Unmöglich, daß so bedrängende Tiefe zwischen Orient und Okzident jemals ganz überwunden werden kann. Jahrtausende liegen zwischen den Menschen, die sich auf syrischer Erde begegnen, Jahrtausende, die hier noch jung und wirklich, bei den weißen Einwanderern und Gästen aber längst vergessen und Sage sind.

Am selben Tage fällt zum erstenmale seit Goldens Anwesenheit das Wort «Flournoy». Isenfield sagt es. Golden ist bei ihm und liest Artikel über technische Dinge vor, die sie nicht interessieren. Sie interessieren auch Isenfield nicht. Er hört nicht hin. Und sagt unvermittelt: «Was will Flournoy von mir?»

Wochen und Monate ist sie vorbereitet und wird nun doch eine Sekunde atemlos. Das Blatt knistert in ihrer Hand.

«Will Flournoy etwas von Ihnen, Mr. Isenfield?»

Ihre Augen sind fast geschlossen, liegen wieder schräg und kühl, aufreizend. Isenfield jagt es hoch. Er randet das Zimmer mit schwerem Schritt, legt Zwischenraum zwischen sich und die Frau, die er bewacht und bewachen läßt, ohne daß sie es weiß.

«Das möchte ich von Ihnen wissen, Miß Golden de Warrieck.»

Sie lächelt vor sich hin, leicht amüsiert.

«Viel verlangt. Wie soll denn ich —?»

Sie wiegt den glänzenden Kopf. Ihr Haar scheint zu klingen bei jeder Bewegung. Man muß hinsehen und auf das Klingen warten. Isenfield steht hinter ihr, und sein Gesicht ist aufgerissen und entfesselt. Seine Hände füllen die Taschen als schwere Fäuste.

Golden klappt mit dem Zeigefinger eine monotone Melodie auf die Sessellehne. Sie lauert wie ein Tier. Die Wellen ihres Haares liegen starr und metallisch um ihre Schläfen, und sie hebt kaum die Stimme: «Soll ich weiterlesen?»

«Nein!»

Sie legt die Zeitschrift fort, die vom Privatsekretär mit Rotstift angemerkt ist.

Und sie fragt ihrerseits: «Wer ist eigentlich der Mann mit den grünen Handschuhen?»

«Sie belauern mich!» sagt Isenfield brüsk.

Sie geht gar nicht darauf ein.

«Ich traf ihn heute auf der Treppe. Er scheint westländische Bildung zu haben.»

Isenfield horcht auf.

«Haben Sie mit ihm gesprochen?»

«Das nicht gerade. Ein paar höfliche Worte ergaben sich.»

Isenfield verzieht niederträchtig den rechten Mundwinkel. Weltverachtung höhnt darin.

«Das ergibt sich bei routinierten Damen am laufenden Band.»

Es ist schwer, das anzuhören. Es dürften etwa Romkos Gedanken sein. Aber Golden hat einen Willen und ein Ziel.

«Mag sein, Mr. Isenfield. Was ist dabei?»

«Es kann viel dabei sein.»

«Das kommt darauf an.»

«Warum wollen Sie etwas über den Mann mit den grünen Handschuhen wissen?»

«Er sieht sehr auffallend aus. Edel und schön. Auch klug. Ich denke mir die Prinzen aus den morgenländischen Märchen so.»

«Romantische Allüren? Warum haben Sie ihn nicht gefragt?»

«Weil ich Sie fragen wollte, Mr. Isenfield.»

Sie sieht ihm gerade ins Gesicht.

«Das ist doch verständlich?»

Er hat nichts einzuwenden und holt vor der harmlosen Frage vorsichtige Antwort hervor.

«Es ist der Wali Timur Pascha aus diesem Distrikt. Der Generalgouverneur.»

«Ah, so? So was gibt es hier auch?»

«So was gab es hier und Steuer und Volkszählung und anderes mehr, als unsere Vorfahren noch wie die Wildlinge in ihren Wäldern hausten.»

«Altes Volk . . .»

«Eigensinniges Volk, ja.»

«Ist eine Uneinigkeit zwischen Ihnen?»

Isenfield verkapselt sich wieder.

«Nicht besonders.»

«Vielleicht wegen der entlassenen Arbeiter? Er wird ja sicher eintreten für seine Landsleute, wenn sie ihm unterstellt sind.»

«Das sind Bagatellen.»

Es scheint nicht so. Sein Ton ist gereizt, und sie überlegt, ob sie weiterfragen oder ihre Fragen wo anders anbringen soll. Aber bei wem? Sepp Sixt vielleicht, obwohl er entschieden ein Tor ist.

«Wünschen Sie noch meine Anwesenheit, Mr. Isenfield?» erkundigt sie sich förmlich, und er sieht sie grimmig an.

«Sie sollen mich nicht reizen! Ich weiß noch immer nicht, was Sie wollen.»

«Muß man immerfort etwas wollen?»

Das klingt offen und naiv; aber Isenfield läßt sich nicht lange täuschen.

«Ein Mensch wie Sie —?»

«Wie meinen Sie das?»

«Was ist mit Flournoy?»

Da ist die Frage wieder, und Golden schüttelt sie fast heftig ab.

«Nichts ist mit Flournoy!»

«Sie stehen mit ihm in Verbindung!» sagt er sachlich.

«Sie sehen Gespenster, Mr. Isenfield.»

«Nein.»

«Doch. Warum jetzt? Monatelang kümmerte es Sie nicht, daß ich Flournoy früher einmal kennenlernte, wie man Menschen eben kennenlernt.»

«Aus welchem Grunde wären Sie dann hier, wenn er Sie nicht geschickt hat? Er ist mein Todfeind.»

«Ich weiß es.»

«Also!»

Golden sagt ein wenig schläfrig: «Man braucht manchmal eine Visitenkarte mit einem bekannten Namen. Sie verkennen das Wichtigste, daß mein Bruder seit Beginn des Werkes Ihr oberster Beamter ist.»

«Er ist es seit vier Jahren.»

«Dann muß man verstehen, daß ich kam.»

«Und wenn es so ist. Auch dies kann Visitenkarte sein. Der Zweck heiligt die Mittel.»

«Welcher Zweck?»

«Der, den ich nicht kenne.»

«Das ist langweilig, Mr. Isenfield. Ich wußte nicht, daß Sie Hirngespinste lieben.»

«Liebe ich nicht. Dazu bin ich zu nüchtern. Ich kenne lediglich Flournoy und weiß, daß wir uns bekämpfen werden, wo wir uns treffen.»

«Flournoy ist doch nicht hier.»

«Aber er möchte es. Und er wird es nicht! Nie!»

«Das ist mir unverständlich.»

Er glaubt es ihr nicht. Er deckt einen Teil seiner Karten auf.

«Flournoy hat mir eine Niederlage bereitet. Er hat mir in Norwegen wertvolles Land gestohlen, gewissermaßen gestohlen, meinen Kaufvertrag solange gedreht, bis er ein Wisch Papier war, zum Wegwerfen. Er hat gehandelt wie ein Dieb. Wie ein Lump! Ich habe dort gearbeitet mit meinem ganzen Wünschen, bis die Funde kamen, goldhaltige Erde. Da begann der Ringkampf . . .»

«Und Flournoy blieb Sieger.»

«Er blieb Sieger.»

«Da gingen Sie an den Jordan und begannen das andere Werk . . .»

«Da ging ich nach Syrien, ja. Und werde vollenden.»

«Es ist das Werk eines eisernen Mannes.»

«Das soll es sein.»

«Vielleicht auch Rache an Flournoy?»

Er packt ihr Handgelenk und zieht sie zu sich heran. Sie stehen Brust an Brust, und ihr Blick flimmert sprühend auf: «Was soll das sein, Mr. Isenfield?»

«Sie haben sich verraten!»

«Woher wissen Sie das?»

Sie wirft lachend den Kopf zurück.

«Lassen Sie die Gespenster. Sie sind überarbeitet und sollten sich beurlauben. Dies Werk und ein Flournoy! Ich bitte Sie! Wer in der Welt draußen wüßte nicht, was es ihm bedeutete, wie vorsichtig er heranging. Vielleicht galt der Kampf damals nicht Ihnen, sondern dem nackten Verdienst. Es war das Ziel seines Lebens, und alle Kenner großer Unternehmungen wissen es, dies Jordanwerk aus eigener Kraft zu schaffen, Rückkehr zur Urheimat. Man sagt, seine Vorfahren stammen aus dem Orient.

Er ließ ihr Handgelenk fallen. Es war rot und gepreßt.

«Sie wollen mir einreden, daß dieser Mensch sentimental ist, Herzträume hat? Lächerlich! Lächerlich! Die Welt hat nur eine Macht, das ist Gold. Es kann einen anderen Namen annehmen — es wird immer Besitz bleiben.»

«Möglich, Mr. Isenfield. Leben Sie nicht selbst darnach?»

«Ja.»

«Warum soll ein Mensch seinen Besitz nicht für rasende Wünsche anwenden?»

«Das kann man; aber man tut es nicht. Man wird Opfer.»

«Ich glaube das nicht. Auch Opfersein ist Lust und Begierde. Aber wer wüßte um den andern? Man tut so.»

Und Golden will gehen. Sie trägt ein Kleid aus blaßblauer Seide mit langem, glockigem Rock. Es steigt an ihr mit spielenden Faltenwellen hoch und knistert um ihre Füße, schmale, hohe Blüte, die den Goldkelch des Kopfes trägt.

Isenfield folgt ihr hart auf dem Fuße und legt seine Hände krallend um ihre Schultern.

«Mädchen! Die Wahrheit! Weshalb bist du gekommen?»

Golden schließt einen Moment die Augen in taumelndem Sieggefühl. Aber sie beherrscht jede Sekunde mit kühler Berechnung und verliert sich nie aus der Hand.

«Warum?» fordert der Mann hinter ihr.

Sie sagt gelassen: «Vier Jahre ist mein Bruder hier. Vier Jahre höre ich von den schweren, dunklen Strömungen, die um das Werk gerungen haben. Soll das nicht genügen, um das Werk und Sie mit interessierten Augen anzusehen?»

Er läßt sie gehen.

«So?» lacht er kurz. «Das Werk und den Mann? Es hat Sie also interessiert, Gnädigste? Lange genug haben Sie uns ja nun betrachtet. Wie wäre es, wenn der Mann eine Gegenleistung forderte? Probe aufs Exempel, nicht wahr? Sie sehen so erstaunt aus? Haben Sie damit nicht gerechnet?»

Golden zieht die Stirn sehr kraus.

«Ich habe alle Zahlen in Betracht gezogen. Es fragt sich nur, ob ich das Fazit ziehe.»

«Bei mir, meinen Sie? Sollten Sie es nicht bei meinem Gegner Flournoy bereits gezogen haben?»

Goldens Blick fällt von ihm ab, wie eine Frucht sich aus den Zweigen löst, sinkt weg, geht ihm verloren. Ein kalter und fremder Weibmensch steht vor ihm, sehr stolz und selbstbewußt. Ein Mensch, der nicht angerührt sein will und sein wird, wenn er verneint. Und hier ist alles Verneinung und gereckte Abkehr.

Isenfield fühlt, daß er zu weit gegangen ist, und seine Nerven spielen ihm tatsächlich Streiche. Das machen die Schwierigkeiten, die plötzlich aufwachsen aus dem Werk und von denen keiner wissen soll.

Feindschaft ist zwischen ihm und allen Menschen, auch zwischen ihm und Golden. Dabei möchte er manchmal die Hand ausstrecken und einen Menschen festhalten, neben sich haben. Kann es dies beleidigte Weib hier sein?

Besser vielleicht der Bruder. Mann neben Mann.

«Es ist gut», sagt er nachgebend. «Verzeihen Sie. Das ist Ihre Angelegenheit. Meine Arbeit ist hart. Feindschaft überall, und das Klima versetzt einem heimtückische Hiebe. Da sieht man Gespenster. Ein Narr, wer mit Visionen schachert! Arbeit ist mehr.»

Golden verläßt ihn. Ihr Hals ist trocken, als hätte sie sehr geweint. Zorn würgt sie. Mit langen Schritten füllt sie ihr Zimmer, und die Falten ihres Kleides schlagen unruhig um ihre Beine. Sie beißt sich die Lippen wund. Es ist ein Fehler begangen worden bei diesem Gespräch, von ihr oder von Isenfield; aber der Fehler hat ihr wieder Raum genommen, und sie muß Isenfields Vertrauen haben.

Isenfield zerreißt den Bericht einer Auskunftei. Zwei Zeilen grinsen ihn an: «Golden de Warrieck war zwei Jahre die Freundin des bekannten Geldmannes Flournoy und hat ihn bei allen Transaktionen und Reisen begleitet . . .»

Isenfield zerfasert die zwei Zeilen und wirft sie fort.

(Fortsetzung folgt)